

Alfred
Goubran

DURCH
DIE
ZEIT

IN
MEINEM
ZIMMER
Roman

braumüller

Der ersten Auflage dieses Buches ist eine Karte mit Code für den Gratis-Download von zwei Liedern des Projektes [goubran] beigegeben. Sollte diese Karte fehlen, kontaktieren Sie uns unter goubran@goubran.com.

Der Text folgt in weiten Teilen den Regeln der alten Rechtschreibung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Printed in Austria

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

1. Auflage 2014
© 2014 by Braumüller GmbH
Servitengasse 5, A-1090 Wien
www.braumueller.at

Covergestaltung: Nicolas Mahler
Druck: Ferdinand Berger & Söhne Ges.m.b.H., A-3580 Horn
ISBN 978-3-99200-104-0



I.

Schnee ist das Blut der Geister.

Graffiti, anonym





Februar. Herbst des Winters. Die Tage werden länger, aber er nimmt es kaum wahr.

Er ist an die Dunkelheit gewöhnt, die Nächte, die Schatten, das fahle Licht zwischen den Dämmerungen, den bleifarbenen Himmel am Morgen, wenn er aus der Stadt in sein Zimmer zurückkehrt. Vorstadt. Die innere Stadt endet an den Geleisen. Da entschied es sich jedesmal, ob er die Unterführung nahm oder, wenn noch Geld übrig war, den Schienen zum Bahnhof folgte, um in der Kantine zu frühstücken. Wann immer ich ihm auf diesem Weg folge, sehe ich über den Geleisen die Sonne aufgehen. Mangofarbene Schleier mischen sich in den Dunst der Stadt. Darunter die Waggonen. Die überdachten Pontons der Bahnsteige. Die Uhren. Rufe im Nebel. Die Bremser, die Weichensteller, die Streckengeher. Ich kenne sie alle. Ich habe einen Sommer lang dort gelebt. Die Arbeiter haben uns geduldet. Wurde es hell, mußten wir den Bahnhof verlassen. Dann haben wir unsere Schlafsäcke

zusammengerollt und sind zum Fluß hinuntergegangen, um bei Miros zu frühstücken. Miros der Zigeuner – zumindest behauptete er von sich, einer zu sein – reparierte alte Autos, Kühlschränke, Radios. Manchmal gab es für ihn auch Arbeit in der Stadt, Malerarbeiten, Umzüge, Gelegenheitsjobs. Wer wenig Geld hatte und sich keinen Handwerker leisten konnte, rief Miros an. Das Haus hatte er von Jacky gepachtet, der auf dem Grundstück in einem ehemaligen Werkzeugschuppen wohnte. Jacky war ein Krüppel, Alkoholiker und Psychopath. Von seinen Beinen waren nur noch zwei etwa zehn Zentimeter lange Stümpfe übrig. Es hieß, er hätte sich vor einen Zug geworfen, aber keiner wußte es genau und niemand wollte ihn fragen. Wer Jacky kannte, gab darauf acht, außerhalb der Reichweite seiner Arme zu bleiben, egal wie harmlos das Gespräch war. Durchaus glaubwürdig war auch die Geschichte, daß er zwei Zeugen Jehovas, die sich auf sein Grundstück verirrt hatten, aus dem Rollstuhl angesprungen, verprügelt und einen von ihnen so lange gewürgt hatte, bis dieser das Bewußtsein verlor. Selbst Miros Kinder hielten sich von ihm fern. Die kleinste Regung von Mitleid ihm gegenüber

war lebensgefährlich. Der einzige Mensch, den er an sich heranließ, war Miros Frau. Sie ging zu ihm in den Schuppen, räumte auf, sah nach ihm. „Er hat Schmerzen“, sagte sie. Manchmal fand sie ihn in der Früh vor dem Werkzeugschuppen auf dem Boden liegen. Dann hatte er wieder „getanzt“. War er betrunken genug, wuchtete er sich aus dem Rollstuhl, turnte auf den Händen über den Erdboden, rollte und hüpfte fluchend und schimpfend über das Grundstück und attackierte jeden, der sich ihm näherte. Und wenn es schlimm kam, erklimmte er das Flachdach des Schuppens, schrie und brüllte, bis er keine Stimme mehr hatte oder vor Erschöpfung einschlief. Er weigerte sich auch am nächsten Tag, wieder herunterzukommen, und Miros Frau mußte ihn dann auf dem Dach mit dem Notwendigsten versorgen. Das dauerte aber nie länger als zwei Tage.

Jacky war so unberechenbar, daß sie ihn im Krankenhaus nicht mehr behandeln wollten. Auch die Polizei ließ ihn in Ruhe. Soviel ich weiß, leben Miro und seine Familie nicht mehr dort. Keine Ahnung, wer jetzt auf ihn achtgibt. Vielleicht niemand. Aber solche Orte, die es überall gibt, ziehen immer

Menschen an, Menschen im Übergang, die an den Rändern und im Ungesicherten leben – ganze Dörfer habe ich so entstehen sehen. Im Süden, während der Sommermonate, treffen sich die Vagabunden, ohne sich vorher abgesprochen zu haben, in irgendeiner namenlosen Bucht, kommen mit ihren Rucksäcken und ausgebauten Lastwagen an. Manche schlafen im Auto, Zelte werden aufgestellt, Toiletten, Koch- und Wasserstellen improvisiert. Ehe man sie vertreiben kann, sind sie schon wieder verschwunden und in alle Windrichtungen verstreut. Zeitzonen sind es, an den Rändern der zivilisierten Welt, die so entstehen. Sie beherbergen jene, die noch nicht ganz aus der Welt gefallen sind. – Den Kaputten, Enttäuschten, Abgeräumten aber sind andere Orte vorbehalten. Wir sind ihnen immer aus dem Weg gegangen. Auch den Volksküchen und Armensuppen, den Obdachlosenheimen und Kleiderausgabestellen, den Arbeits- und Sozialämtern. Schon möglich, daß wir sie einmal in Anspruch nehmen werden müssen. „Zu Grunde gehen“ kann man aus jeder Lebenssituation heraus.

Das andere nicht.

*

Damals dachte ich, ich könnte ihn gehen lassen. Den Schulabbrecher und Taugenichts. Oder ihn irgendwo hinführen, von wo er nicht mehr alleine zurückfand. Es mußte ja kein schlimmer Ort sein, vielleicht ein Ort, wo es ihm besser ging. Irgendwo im Süden. Marokko schlug ich vor. Und es schien ihm zu gefallen. Er hatte noch nichts gesehen von der Welt. War aus dieser Kleinstadt nie hinausgekommen. Eine Kindheit in einem Vorstadthaus mit Garten. Die Eltern immerzu beschäftigt, war er meist sich selbst überlassen. Die Schule langweilte ihn. Er nahm die Lehrer kaum wahr. Die Erwachsenen, die Eltern und Großeltern, der Priester, die Kindergärtnerin – sie waren nicht mehr als Statisten in seinem Kinderleben. Er las gern, erkundete die Umgebung mit dem Rad, liebte die Filme, die während der Ferien im Nachmittagsprogramm gezeigt wurden. Dann zog er die Vorhänge zu, saß allein in dem dunklen, kühlen Zimmer. Mit zwölf begann er an den Wochenenden ins Kino zu gehen, ohne daß seine Eltern davon wußten. Geld fand sich immer irgendwo im Haus. Die Freunde, mit denen er die Zeit verbrachte, blieben so unwirklich wie die Erwachsenen, kleine Kollegen, Schicksalsgenossen,

neben denen er in der Schule saß, zum Schwimmen ging oder zum Fußballspielen. Er nahm sie nie mit ins Kino. Oder zu seinen Ausflügen. Was verboten war, unternahm er allein. Das änderte sich erst später, als er auf Gleichgesinnte traf. Der erste Erwachsene, der ihn wirklich erreichte, war sein Mathematiklehrer und Klassenvorstand, der ihn am Gang wegen irgendwelcher Schwierigkeiten zur Rede stellte. Genaugenommen war es nur ein Satz, eine Frage, die zu ihm durchdrang, und seine Antwort war, daß er von einem Tag zum nächsten mit der Schule aufhörte. Er lebte damals schon seit einem halben Jahr in einem kleinen Zimmer, das sein Vater irgendwann „als Investition“ gekauft hatte. Im übrigen kümmerte es seine Eltern nicht, daß er die Schule abgebrochen hatte. Sie hörten sich seine Erklärungen ruhig an, die nicht mehr als Ausreden waren, nickten zu seinen Plänen, die er vor ihnen ausbreitete, und fanden es „im großen und ganzen“ sehr vernünftig, daß er sich selbständig machen wollte.

„Ich kann in der Schule nichts mehr lernen“, hatte er gesagt. Der Satz blieb an ihm haften und erinnerte sich ihm von Zeit zu Zeit. Es war einer

dieser Erwachsenensätze, die besser klangen, wenn man sie vor anderen aussprach. Er hatte keine Vorstellungen davon, wie sein Leben weitergehen sollte. Sprach ihn jemand darauf an, ließ er sich reden. Fabulierte drauf los. Wie bei den Prüfungen in der Schule, für die er sich nicht vorbereitet hatte. Nur, daß es jetzt egal war. Was er sagte, blieb folgenlos. Es hatte keine Bedeutung, solange er nichts von den anderen wollte. Und die anderen nichts von ihm. Keiner, dachte er sich, will im Grunde etwas vom anderen wissen. Das ist natürlich. Jeder wächst für sich...

Soweit es ihn betraf, wuchs er in ein Leben ohne Verpflichtungen hinaus, regellos, ohne feste Bindungen; ein Leben, das sich in den Begegnungen erschöpfte, die zufällig blieben, ein Leben, das ihn den Tagmenschentum entfremdete, ihrer Routine und den Geschäften, für die er kein Verständnis aufbrachte. Denn was waren ihre Leben anderes als ein Geschäft. Und die Währung, in der es bezahlt wurde, das bißchen Lebenszeit, das ihnen zur Verfügung stand. Eine andere Währung gab es nicht. Eine Erbsünde mag es nicht geben, eine Erbschuld schon. Das Leben, das man sich schuldig geblieben

ist, das ungeliebte, das nicht gelebte Leben, das man sich aus diesen oder jenen Gründen aufgespart hat, in jedem Fall aber, um im Bequemen zu bleiben und das der andere dann einlösen soll, der Nachkommende. Oder einer, der dumm genug ist, die Schuld auf sich zu nehmen und mit seiner eigenen Lebenszeit zu tilgen. Lebenszeit: Zu Münzen geronnenes Schicksal, jede Banknote ein Wechsel. *How much, Schatzi?* Jeder hat seinen Preis, jeder trägt die Schulden des anderen mit. Ungefragt. Das ist sozial. Die fremde Last. Was aber war seine Last? Was sein Wechsel? – Er wußte es nicht. Sein Lebenswandel führte ihn jeden Tag tiefer in die Nacht, in Diskotheken und Frühbars, Bordelle, Trinkhallen und obskure Lokale, er freundete sich mit den Besitzern an, den Türstehern und Kellnerinnen, er machte Bekanntschaft mit den Huren und ihren Zuhältern, den Schlägern, den Dealern und Spielern, den Schlaflosen, den Säufern und verkrachten Existenzen. Auch die Welt der Arbeiter reichte dort hinein. Saison- und Bauarbeiter, die sich unter der Woche auf irgendwelchen Baustellen kaputt machten und am Wochenende an ihren Einfamilienhäusern weiterarbeiteten. Die Solidarität unter ihnen war groß,

jeder half jedem, und wenn sie in die Lokale einfielen, zu siebt oder zu acht, ging es nie ohne Schlägereien aus. Das Volk der Nacht drängte sich in dieser kleinen Stadt auf wenigen Plätzen. Konflikte waren vorprogrammiert. Die „normalen Leute“ sah man an den Wochenenden in den Diskotheken, nur in der Ballsaison verirrten sie sich auch regelmäßig in die Frühbars. Mädchen in feenhaften Ballkleidern, Schüler in ihrem ersten Anzug, die ihre ersten Schnäpse tranken und, mehr tollwütig als betrunken, vor ihren Begleiterinnen versuchten, Männer zu spielen – am falschen Ort. Sie lachten über die Käuze, die sie dort vorfanden. Die Typen. Auch über ihn hatten sie gelacht. Er war allein gewesen. Zuerst hatte ihn das Gekicher und Getuschel der Mädchen, sie waren nicht viel jünger als er, gestört. Je länger es andauerte, desto unsicherer wurde er. Scham stieg in ihm auf, er wußte nicht, warum oder wofür, er fühlte sich wehrlos, ausgeliefert und wollte schon zahlen, als Maggie, eine ehemalige Hure, die hier als Geschäftsführerin ihr Auskommen gefunden hatte, sich zu ihm an den Tisch setzte. Sie stellte zwei Cognacgläser auf den Tisch und bot ihm eine Zigarette an. Die Hyänen am Nebentisch

verwandelten sich bei Maggies Anblick beinahe augenblicklich in kleine Mädchen, Täubchen, die mit ihren Schnäbeln umständlich an ihren Proseccogläsern nippten, während die Jungen mit erhitzten Gesichtern auf die Tischplatte starrten... Verkleidete Kinder. Eine Kindergeburtstagsparty am falschen Ort. Zur falschen Zeit. Mehr nicht...

„Gehts dir eh gut?“

Er nickte. Maggie stieß mit ihm an, trank das Glas in einem Zug aus und ging, die brennende Zigarette in der Hand, wieder hinter die Theke zurück. Da wußte er, daß er dazugehörte. Daß man ihn akzeptierte, wäre vielleicht zuviel gesagt, aber man mochte ihn und hatte sich an ihn gewöhnt. Diese Welt, in der er allmählich Fuß zu fassen begann, die Orte und Menschen waren seinen Eltern unbekannt. Wo anders wäre die Schuld, die Last, ihr Ungelebtes, in das er hineingeboren war, zu finden, wenn nicht in einer Welt, die für sie gar nicht zu existieren schien ...

*

Geldsorgen hatte er keine. Anfangs, wenn er knapp war, hatte er sich noch manchmal etwas von zu Hause

geholt, jetzt schon lange nicht mehr. Er hielt sich mit kleinen Gelegenheitsjobs über Wasser, half hinter der Theke aus, kassierte Eintritt bei Konzerten, versuchte sich als Zeitungsverkäufer, plakatierte, verteilte Flugzettel und Werbematerial, schleppte Möbel und Umzugskisten, alles war ihm willkommen und er sich für keine Arbeit zu schade, solange es nichts Regelmäßiges war. Im übrigen konnte er in den Lokalen, wo er Stammgast war, anschreiben. Das half über schlechte Zeiten.

Er dealte auch, kleine Mengen nur, meist Gras, das er an Leute verkaufte, die er noch von der Schule her kannte oder die keine *connections* hatten. Abgesehen von den Zigaretten, hatte er kein Problem mit Drogen. Meist wurde er eingeladen oder bekam etwas zugesteckt. Hatte er nichts, war es auch in Ordnung. Für sich, wenn er allein war, brauchte er wenig. Kaffee und Zigaretten, das war es schon. Dabei fiel ihm ein: Er hatte keine guten Schuhe mehr. Immer kam er mit nassen Füßen heim. Eiszapfen zwischen den Zehen. Er stopfte die Schuhe mit Zeitungspapier aus und stellte sie vor den Ofen. Es war nur eine Geste, denn sie wurden nie ganz trocken, so wenig wie die Socken, die er auf das Ofengitter

legte. Den fehlenden Knopf am Mantel hatte er durch eine Sicherheitsnadel ersetzt. Darunter trug er dieselben Anzüge und Hemden, die er auch im Sommer getragen hatte. Die Anzüge waren etwas zu groß, die Hemden gelbfleckig und an den Kragenträgern aufgescheuert. Bisher hatte ihn das nicht gestört, fehlende Knöpfe, ein kaputter Schuh, das zerklüftete Innenfutter, die Löcher in den Taschen, jetzt begann es ihm aufzufallen. Er registrierte es eher verwundert, als hätten die Dinge, die er besaß, begonnen, ein Eigenleben zu entwickeln. Er sah den Verfall nicht, die Verkommenheit, auch wenn sie ihm nun gehäuft entgegneten, als das, was sie waren, begriff sie vielmehr als Zeichen einer vorübergehenden Heimsuchung, etwas wie Ausschlag, der von selbst wieder verschwinden würde. Der abgetretene Teppichboden, die fleckigen Wände und schmutzigen Fenster, die Staubnetze in den Ecken, die ausgeschlagenen Tassen und Teller, die stumpfe Patina, die auf allem lag, der Lampe, den Möbeln, den Tür- und Fensterstöcken. Und im Spiegel – er schaute nicht gern in den Spiegel: Sein bleiches Gesicht, aufgequollen, teigig, die gelben Zähne, die unreine Haut, die Pickel und Bartreste, das seit zwei

Jahren ungeschnittene, fettige Haar. Nach und nach fiel ihm das auf und meist vergaß er es, sobald er wieder unter Leuten war. Der Blick in den Spiegel zeigte ihm nur *ein* Gesicht. Ob es ihm gefiel oder nicht: Es war nicht wirklich, es war nicht sein *einziges* Gesicht. Und: Es war nicht das Gesicht, das die anderen sahen.

Mit solchen Gedanken im Kopf mag auch Dorian Gray sein unheimliches Portrait betrachtet haben. Die Zeit war unmerklich unter den Firnis des Bildes gekrochen, das Alter, die Vergänglichkeit. Die Zeit: Feine Haarrisse waren es nur, durch die sie in sein Zimmer sickerte. Und mit ihr die Kälte. Er zog sich in die Schatten zurück, in das Halbdunkel der Stimmungen, entwickelte eine Vorliebe für Kerzen, erstand irgendwo eine Petroleumlampe und zog die Vorhänge auch tagsüber nie ganz zurück.

*

Der Winter machte ihm zu schaffen. Er hatte den stinkenden Ölofen im Sommer gegen einen kleinen Kohlenofen ausgetauscht, dabei aber nicht bedacht, daß er keinen Kohlenkeller besaß. Und mit den Briketts, die er sich von der Nachttankstelle holte,

bekam er das Zimmer nie ganz warm. An den Fenstern wuchsen die Eisblumen, und die Menschen auf den Straßen glichen wandernden Kleidersäcken, die sich steifbeinig und plump durch die Schneelandschaft schoben. Zwischen den Häuserzeilen wölbten sich die naßglänzenden Rücken der Fahrbahnen, in den Abwasserrinnen sammelte sich der Splitt. Asche und Salz auf allen Wegen, unterbrochen von schlammigen Eiswasserpfüten, die bis an die Knöchel reichten. Männer auf den Dächern, die den Schnee abkehrten, die Dachtraufen freilegten und die Eiszapfen von den Fernsehantennen schlugen. Nachts donnerten schwere Schneepflüge durch die Straßen, Arbeiterkolonnen mit grellen Schutzwesten wurden in Bussen herangekarrt, schoben den Schnee zu großen Haufen zusammen, scheuerten dabei mit ihren breiten Schaufeln über den Asphalt, während es sonst stillblieb, bis die Bagger kamen, um die Schneeberge Mulde für Mulde auf Lastwagen zu laden.

Morgens krochen die Einwohner aus ihren Betten, um in der klirrenden Kälte die Autos freizuschaufeln, die Zufahrtswege und Einfahrten, ihre Windschutzscheiben abzukratzen, während in



irgendwelchen unbewohnten Häusern die vereisten Wasserrohre platzten und der Frost an den Grundmauern nagte. Unablässig lag ein Brandgeruch in der Luft, eine Dunstglocke aus Ruß und Abgasen, die sich mit den zähflüssigen Nebeln vom nahen See und den Wäldern am Fluß mischte und oft wochenlang über der Stadt hing. Selten, daß man in diesen Wintern den Himmel sah, die Sonne, den Mond, die Sterne. Nur das emulsionsfarbene Firmament, aus dem lautlos die Schneeflocken fielen. Der Himmel in diesen Wintern war ein träges, walgraues Meer, das Nacht für Nacht, vom Widerlicht der Straßenlampen erhellt, noch ein Stück tiefer herabzusinken schien.



*

Drei Viertel des Jahres verbringen die Einwohner der Stadt in diesen langen Wintern. Tag für Tag hoffen sie, daß es wärmer und „wieder schöner“ wird, aber was dann ein Frühling sein könnte, ist für sie nur eine einzige Nässe, wie sie auch im Sommer, schon nach wenigen heißen Tagen, bereits die Hitze stört, unter der sie aufstöhnen, und dann wieder der Regen, der ihnen „den Sommer verdirbt“.

Das Klagen ist ihnen zur Gewohnheit geworden. Nur im Schlaf sind sie Kinder und stürzen die Spindel ihrer Träume ins Ungesicherte hinab, um sich gleich am Morgen wieder in den Räumen ihrer Alltäglichkeit zu befestigen. Die Zahnbürste in der Hand steigen sie aus den Kellern ihrer Kinderzimmer die schmalen Treppen zum Gebetsturm ihrer Gewohnheiten hoch, um im Singsang ihrer Klagen „bessere Tage“ zu erleben und eine Vergangenheit zu beschwören, die es nie gegeben hat. Solange der Kleinstädter klagt, ist seine Welt in Ordnung. Er ruft die Idyllen an, die er nie erlebt hat, und baut darauf die Zinshäuser seiner Zuversicht, die ihm nie gehören werden. Die Gegenwart genügt ihm als Aussichtsplattform. Und damit es so bleibt, müssen seine Hoffnungen unerfüllbar und seine Erinnerungen unbetretbar bleiben – wie jene endlos langen Kindersommer, die man im Freien verbracht hat, in den Bädern, am Strand oder im Wasser, bis die Haut an den Fingerspitzen zu schrumpeln begann; Wanderungen durch schattige Wälder, Spaziergänge im warmen Sommerregen und der Anblick des honigfarbenen Mondes, der sich am Abend über die Strandlinie der Häuser erhebt... immer

sind es Idyllen, an die sich der Gewohnheitsmensch erinnert. Der Anteil an Selbsterlebtem, durch den er sich diese Idyllen zu eigen macht, ist gering. Die „endlosen Sommer“ dauerten meist nur ein paar Tage. Wer die Ferien nicht bei den Großeltern oder mit anderen Erwachsenen, die nicht arbeiten mußten, verbrachte, blieb zu Hause und war den Eltern, die ihren „Geschäften“ nachgingen, nur eine zusätzliche Last. An drei von vier Wochenenden wurde man, statt an den See zu fahren, in „schöne“ Kleider gezwängt und zu Verwandten gekarrt. Stundenlang saß man schwitzend im Fond eines Kleinwagens, zählte die grauen Kilometersteine am Straßenrand und langweilte sich zu Tode. Dann wieder mußte die Mutter, weil man ja nicht unbeaufsichtigt bleiben durfte, zu irgendwelchen Einkäufen begleitet werden, zum Arzt oder Friseur, oder – am besten noch – man wurde vor den Fernseher gesetzt, damit man den Erwachsenen nicht länger im Weg war. Einmal war es heiß, dann regnete es wieder wochenlang. Es war uns egal. Unsere Kindersommer waren so, wie die Sommer auch heute sind. An andere kann ich mich nicht erinnern. Die Erinnerungen, die aus dem Vergessen in die Gegenwart fallen, sind wie

Inseln. Losgelöst von den Zusammenhängen, in denen sie entstanden, haben sie eine Form und Gestalt angenommen, die beständiger und dauerhafter ist, als es die Erlebnisse, die ihnen zugrunde liegen, je waren. Erinnerungen und Träume sind aus demselben Stoff. Wir merken es daran, daß in ihnen keine Zeit vergeht. Manchmal versuchen wir, sie im Gedächtnis festzuhalten, aber es gelingt uns nicht. Es zieht sie zurück ins Vergessen; dann beginnen sie zu verblassen, werden undeutlich, vage. Das Gedächtnis ist nicht für die Dauer gemacht. Die Berührungen mit dem Zeitlosen bleiben flüchtige Berührungen. Auch was wir aufschreiben, verblaßt, wird unzugänglich, ja manchmal unverständlich, wenn wir es nach einigen Jahren wieder zur Hand nehmen.

Oft aber kommen dieselben Träume nach Jahren wieder und haben nichts von ihrer Frische verloren.

Die Träume des Gewohnheitsmenschen hingegen sind blaß, seine Erinnerungen farbenfrohe Klischees, Souvenirs, wie man sie in jedem Andenkenladen billig erstehen kann. Nicht weil der Gewohnheitsmensch nicht anders könnte, sondern weil er nicht anders will. Er wehrt die Wirklichkeit der Träume und Erinnerungen ab, weil sie der Realität



seiner Gewohnheiten, für die er sich entschieden hat, entgegenstehen. Wo er sie nicht abwehren kann, haben sie stets bedrohlichen Charakter, werden zu Alpträumen und Erinnerungen an Erlebnisse, die er nicht gerne ein zweites Mal schaut, die ihn beschämen und die er lieber für sich behält.

Solche Menschen, die man leicht dafür verachten kann, was sie geworden sind und aus sich gemacht haben, sind schweigsam „nach innen“ hin. Kommt man mit ihnen ins Gespräch, macht sich bald, sind die Klagen erschöpft und die Gemeinplätze abgegrast, eine merkwürdige Leblosigkeit bemerkbar, eine Lähmung und Stille, die man sich nicht erklären kann. Die Welt um sie ist leer und will nicht angesprochen sein. So haben auch die langen Winter die Menschen in dieser Stadt geprägt. Sie haben sich daran gewöhnt, daß man sich an die Kälte nicht gewöhnen kann und daß man gegen die „schlechten Tage“, außer sich darüber zu beklagen, nicht wirklich etwas ausrichten kann. Trotzdem sind sie geblieben. Und das einzige, was in diesen langen Wintern über all die Jahre in ihnen wuchs, ist die Verdrossenheit. Daß sie es nicht wahrhaben wollen, macht keinen Unterschied. Es ist die Verdrossenheit, die



ihnen das Überleben in diesem langen Winter sichert, in dieser Trübnis, die sie umschließt und in der sie drei Viertel ihres Lebens verbringen. Es ist die Gewohnheit, durch die sie ihre Lebenskraft rationieren, eine Drosselung des Lebenstrieb, der sie davor bewahrt zu verzweifeln. Ihre Wurzeln bleiben ganz mit Erde bedeckt, die Knospen überziehen sich mit Harz, der Herzschlag verlangsamt sich, ihre Körpertemperatur sinkt, sie werden kalt, ziehen die Fühler ein, rollen sich zusammen und fallen in den Winterschlaf, der eigentlich kein Schlaf ist, sondern ein Stadium der Bewußtseinslosigkeit, der Apathie, die sie in den Jahren angereichert haben.

Die Wiederholung der immergleichen Klagen, der immergleichen Bewegungen und Gedanken versetzt sie in einen tranceartigen, hypnotischen Zustand, eine Winterstarre, in der ihnen die Kälte nichts mehr anhaben kann. Die Wiederholungen sind mechanisch. Die Routine des Alltags wird zur Rüstung, die das Winterfell ersetzt. Je länger wir sie tragen, desto kraftloser und kurzatmiger werden wir. Wir merken ihr Gewicht nicht, solange wir in den Zimmern unserer Gewohnheiten bleiben, Tag für Tag dieselben Wege gehen, die



gleichen Tätigkeiten ausführen, dieselben Menschen treffen. In diesen Zimmern sind wir sicher, dort führen wir, was man ein „selbstverständliches“ Leben nennt. Dort sind wir Schauspieler, die vor den Auftritten, um ihre Stimme vorzubereiten, in den Garderoben in ein Kissen schreien, nur, daß wir nie auf die Bühne hinaustreten werden, um unsere Stimme zu erheben. Wir können gar nicht schreien. Wir hören uns singen und reden, aber wir flüstern nur. Wir glauben uns unsere Leiblichkeit, die Hände und Beine, die Augen, den Kopf, das Geschlecht und die Berührungen, die tastenden Hände, den schmeckenden Mund, aber wir sind nur Schatten an den Wänden unserer Zimmer aus Gewohnheiten, zurückgeblieben in der Zeit, die sich jeden Tag aufs neue den gleichen Mund ins Gesicht malen.



Das Leben, das wir führen, ist gewählt. Keine Prägung ist zwingend. Wir können gehen oder bleiben. Die Erfahrungen, die wir als Ausgelieferte sammeln, in der Verquältheit, dienen uns dabei als Entscheidungsgrundlage. Wir können sie wiederholen oder hinter uns lassen. Wir können im Gesicherten

bleiben oder treten in das Ungesicherte unseres eigenen Lebens hinaus. Was immer uns dort erwartet – eine Idylle ist es mit Sicherheit nicht.

*

Er wäscht sich am Waschbecken. Ein elektrischer Boiler sorgt für das Warmwasser. Fünf Liter. Wenn das nicht reicht, setzt er noch einen Topf mit Wasser auf. Manchmal nimmt er ein „Bad“ in der Plastikwanne, in der sich sonst die Schmutzwäsche sammelt. Dann ist Washtag. Im Keller gibt es eine Waschmaschine und einen Trockner, die er benützen kann. Neben dem Waschbecken stehen auf einem Küchenkasten ein Tablett mit Gläsern und Tassen, eine Kaffeedose und ein Einmachglas mit Zucker, daneben ein Kocher mit zwei Herdplatten; die weiße Emailabdeckung ist hochgeklappt und an die Wand gelehnt. Darunter das Geschirr und die Nahrungsmittel: Nudeln, Reis, Dosen mit geschälten Tomaten, eine Tube Senf, ein großer Plastikbecher Marillenmarmelade, Reste von Brot, eine Packung Zwieback, darüber Besteck, ein großes Sieb, Kerzen, eine Reibe, ein Flaschenöffner, Räucherstäbchen, ein Etui mit Plattennadeln und

allerlei Kleinkram, der sich in den Jahren dort angesammelt hat.

Verderbliche Lebensmittel, Butter, Milch, Käse, lagert er auf dem Fensterbrett, zwischen Innen- und Außenflügel. Wenn es wärmer wird, behilft er sich mit Margarine und Haltbarmilch. Ein Kleiderkasten, eine Matratze, eine Stereoanlage, ein Stuhl, der Kohlenofen und ein Tisch vervollständigen das Mobiliar. Die Bücher und Platten lagern in Obstkisten. Das Klo ist am Gang.

Tagsüber bleibt er zu Hause. Er steht spät auf, oft wird er von einem der Mädchen geweckt, Carmen oder Claudia, die ihn nach der Schule besuchen. Die Freitagnachmittage sind seit einigen Wochen für Martha reserviert. Und an den Wochenenden, meist am Sonntag, kommt Rosemarie. Rosemarie bringt Frühstück mit, Früchte und selbstgebackenen Kuchen, Räucherstäbchen, heilende Steine und magische Kristalle; im Sommer waren es Erdbeeren und einmal auch Blumen – aber das hat er sich verboten. Martha kommt mit ihrer Hündin. Ein sanftes, rehbraunes Tier, das die zwei, drei Stunden, die Martha bei ihm bleibt, still neben der Tür liegt,

den Kopf auf den Vorderpfoten, bemüht, die Vorgänge im Zimmer zu ignorieren. Anfangs hatte ihn die Gegenwart der Hündin irritiert. Er sah, daß sie Angst hatte, nervös wurde und zu zittern begann, sobald er sich ihr zuwandte und freundlich auf sie einredete. Kam er ihr zu nahe oder schaute er sie auch nur zu lange an, wurde sie panisch, schob sich, soweit es möglich war, in die Ecke zurück, begann zu winseln, bis Martha kam, um sie zu beruhigen. Dann sprang sie aufgeregt an ihr hoch, immer noch winselnd, und leckte ihr die Hände. Martha gab ihr Wasser, tätschelte ihr den Kopf, bis sich die Hündin wieder hinlegte, immer noch zitternd, unruhig, mißtrauisch. Das ärgerte ihn. Tiere mochten ihn normalerweise. Auch Kinder. Vielleicht war die Hündin verrückt? Er hatte diesen panischen Ausdruck in den Augen bisher nur bei Pferden gesehen. Beutetiere immerhin. Ein Hund war kein Beutetier. Im Gegenteil. Vielleicht dachte die Hündin, sie sei ein Pferd... Martha war es egal. Ja, dachte er, ein kleines Pferd. Dazu paßte, daß Martha immer in Stiefeln kam. Hohe Schaftstiefel, Reitstiefeln nicht unähnlich. Kaum im Zimmer, leinte sie die Hündin an der Türschnalle fest, zog die Stiefel aus, sperrte

ab und kam zu ihm ans Bett. Nicht einmal den Mantel zog sie aus. Es war jedesmal dieselbe Prozedur. Es war jedesmal dasselbe...

Er hatte Martha bei einem Besäufnis in der Innenstadt kennengelernt. Wenige Wochen zuvor hatte ein neues Lokal geöffnet. „Der goldene Hahn“, ein alter Bierkeller, war zu einem Nobellokal umgebaut worden, hieß jetzt „Restaurant-Bar Le Coq d’Or“ und war rasch zum neuen Treffpunkt der Schnöseljugend der Stadt avanciert. Das Lokal war ihnen allen ein Dorn im Auge. Irgendwann hatte jemand den Vorschlag gemacht, das Publikum dort, nach dem Vorbild der Surrealisten, die damals in Paris ganze Restaurants verwüstet haben sollen, etwas aufzumischen. Der Vorschlag wurde bei viel Alkohol erörtert, die Szenarien durchgespielt und war bald wieder vergessen, bis Ernst Christian wieder davon zu sprechen begann. „Eine Lektion erteilen“, sagte er und belehrte die anderen, daß die Surrealisten damals kein Restaurant, sondern eine Nachbar gestürmt hätten, weil der Besitzer den Frevel begangen hatte, sie „Maldoror“ – nach dem Protagonisten aus *Die Gesänge des Maldoror* – zu nennen, dem

Hauptwerk des Dichters Lautréamont, einem der Säulenheiligen der Surrealisten. Solche Begründungen, so Ernst Christian, hätten wir heute nicht nötig. Das „or“ im Namen sei als Übereinstimmung ganz nett, aber bedeutungslos. „Die Lektion“ bestünde darin, diesen Leuten zu zeigen, daß die Sicherheit, in der sie sich wiegten, keine sei. Die Revolution könnte jederzeit, an jedem Ort wieder aufflammen. Desgleichen das Chaos. Die Anarchie. „Wir erinnern die Katastrophe!“, deklamierte er. Er hob sein Glas und wiederholte den Satz als Trinkspruch, in den die anderen laut johlend einstimmten.

„Und jetzt“, fuhr er fort, als es wieder ruhig geworden war, „nachdem klargeworden ist, daß es sich hierbei um ein völlig sinnloses Unternehmen handelt, dessen Begründung an den Haaren herbeigezogen und ein legitimer Ausdruck unseres kleingeistigen, kleinstädtischen Kulturrevolutionsgehabes ist, erkläre ich euch, wie wir es machen.“

Sein „Plan“ sah vor, daß sie einzeln oder paarweise in das Lokal einsickerten, und nach und nach die Bar besetzten. Einige Flaschen der teuersten Weine sollten bestellt werden – keiner von ihnen hätte sich in diesem Ambiente mehr als ein Glas

leisten können – und dann, unter Absingung der *Sozialistischen Internationalen*, über den Köpfen der Speisenden, die hinter der Bar auf einer Art Estrade saßen, ausgeleert werden. Zum Abschluß sollten alle Flaschen, Gläser und Teller, derer man habhaft werden konnte, gegen Wände und Boden geworfen und Radau veranstaltet werden, um den Akteuren in dem Tumult die Flucht zu ermöglichen – soweit der Plan.

Martha war in Begleitung eines Jungschauspielers gekommen, dessen Aufgabe es war, während der „Taufe“ der Gäste Texte von Lautréamont auf Französisch zu deklamieren. Er trug runde Nickelbrillen, einen Staubmantel und ein schwarzes Baret. Er sah sehr intellektuell aus.

Es war noch früh, die Bar leer. Martha kam neben ihm zu sitzen. Der Schauspieler stellte sie einander vor, zog sein Buch aus der Manteltasche und begann, darin zu lesen. Sie unterhielten sich. Die Bar füllte sich allmählich. Das mit dem „Einsickern“ klappte ganz vortrefflich, aber es dauerte zu lang. Nach einer Stunde, er war schon bei der dritten Flasche Wein, waren noch immer nicht alle

gekommen. Sie würden zu siebt, wenn es hochkam, zu neunt sein. Die anderen ... vielleicht hundertfünfzig Gäste, wenn es voll war ... Egal. Er schenkte Martha noch ein Glas ein, sich selbst den Rest und bestellte die vierte Flasche. Martha wurde zutraulich. Und redselig. Sie war das Trinken nicht gewohnt und schien völlig vergessen zu haben, weshalb sie hier waren. Die anderen übrigens auch. Ernst Christian flirtete mit der Barfrau, der Schauspieler hatte offenbar bei einer Gruppe Geschäftsleute sein Publikum gefunden. Die Stimmung war aufgeräumt. Hinter seinem Rücken drängten sich die Leute. Alle Tische im Restaurant auf der Estrade waren besetzt.

Ihm war heiß. Er hatte die ganze Zeit über den Mantel anbehalten. Er entschuldigte sich bei Martha und drängte an den Menschen vorbei zur Treppe. Dort hatte er beim Hereinkommen ein Schild gesehen. Auf der Treppe wurde ihm schwindlig. Er hatte zu schnell getrunken und noch nichts gegessen. Auf halber Höhe blieb er, zum Ärger der Nachkommen, plötzlich stehen, hielt sich am Geländer fest und wartete, bis der Schwindel abgeklungen war. „Schöne Menschen“, sagte er halblaut vor sich hin,

während er auf das Menschengewühl in dem Keller hinabblickte. „Schöne Menschen.“ Er ging weiter nach oben, folgte dem Schild und stand plötzlich im Freien. Die Kälte raubte ihm den Atem. Es hatte zu schneien begonnen. Der Türsteher sah ihn mißtrauisch an. „Die Toilette?“ – Er hatte die Abzweigung verpaßt, ging zurück, passierte den Türsteher, versuchte, nicht zu schwanken. Menschen strömten an ihm vorbei, zogen ihn mit. Schließlich stand er wieder an der Treppe, die ins Lokal hinunterführte. Er ging zurück, die Hand an der Wand. Diesmal fand er die Abzweigung. Ein langer, leerer Gang. Drei Stufen. Ehe er um die Ecke bog, hörte er sie schon. Fünfzehn oder hundert Frauen und Mädchen standen in einer langen Schlange vor der Damentoilette. Die Handtaschen und -täschchen im Arm. Es roch nach billigem Parfum. Und Haarspray. Süßlicher Patschuligeruch drang ihm unangenehm in die Nase... Er sah nicht hin, hielt sich rechts, noch immer die Hand an der Wand. Das Herrenklo war leer. Die Sakristei. Die Stille. Er übergab sich in das Waschbecken, spülte den Mund aus, wusch sich das Gesicht, setzte sich auf eine der Toiletten, die Tür ließ er offen, lehnte den Kopf an die Wand. Nach

einer Weile, vielleicht war er kurz eingeknickt, stand er auf, wusch sich ein zweites Mal das Gesicht. Neben dem Waschbecken lag ein Packen Handtücher. Er reinigte das Waschbecken, wobei er sich beinahe ein zweites Mal übergab und warf die Handtücher in den Abfalleimer. Das Pissoir bestand aus einer einzigen Spiegelwand. Er schloß die Augen. Gedämpfte Fahrstuhlmusik. Marthas Stimme klang auf. Er drehte den Kopf, hörte jedoch kaum, was sie sagte, denn hinter ihr fluteten jetzt die Frauen und Mädchen, die vor dem Damenklo gewartet hatten, den Raum, schwärmten aus, besetzten im Nu alle Toiletten, besahen sich in den Spiegeln, tratschten dabei, kramten geräuschvoll in ihren Handtaschen... Martha schien sie gar nicht zu bemerken. Sie redete einfach weiter, kam näher, stellte sich neben ihn, während er schwankend vor der Spiegelwand stand und fassungslos in den Raum starrte, bis er ihr Gesicht wieder in den Blick bekam und da küßte er sie auf den Mund, den Schwanz in der Hand, an dem er sich irgendwie festhielt, um nicht umzufallen, und ihr Mund öffnete sich sofort und er schloß die Augen, schmeckte den Wein, roch den Schnee in ihrem Haar und war so glücklich, sie in den Armen

zu halten, daß ihm erst jetzt bewußt wurde, wie verzweifelt er den ganzen Abend über gewesen war.

*

Seit jener Nacht kam sie zu ihm. Einmal die Woche. Die Pferdehündin im Schlepptau. Martha erzählte nicht viel, wenn sie nüchtern war. In der Stadt war sie erst seit kurzem. Eine Tante lebte hier. Er mag es, wenn sie nach der Schrift spricht. Sicher, selbstverständlich – nicht wie die Menschen in dieser Stadt, denen die Schriftsprache etwas Unnatürliches ist. Nicht wie ihr Freund, der Schauspieler, der seit neuestem Bühnenhochdeutsch spricht – eine Sprache, die es eigentlich nicht gibt, denn noch kein Mensch hat in dieser Sprache geträumt. Umso verwunderlicher ist es, wenn sich Dialektworte in ihre Sätze mischen, besser noch: Ein Ton, eine Färbung des Hochdeutschen, die in seinen Ohren nur ordinär klang. Großstadt eben. Vororte. Dort war sie aufgewachsen.

Es ist das fremde Milieu, das ihn an Martha reizt. Ein Leben, das er nicht kennt. Großbürgerlich vielleicht. Sie hat eine Ausbildung als Ballerina, wirkt mit ihrem blonden Bublikopf und den Stiefeln sehr



soldatisch. Diszipliniert. Die Gestalt ist knabenhaft, der Busen klein, die Beine kurz. Schön ist nur ihr Gesicht, die helle Stirn, die dunklen Bögen ihrer Augenbrauen, der volle Mund, der gerade Nasenrücken, die sanft nach oben geschwungene Nasenspitze, der aufmerksame Blick. Die weite, gespannte Fläche zwischen Kiefer und Jochbogen ist makellos, die Haut dort sanft, manchmal schimmernd. Ihrem Körper fehlt jede Anmut der Bewegung und ihr Gang ist bäurisch. Vielleicht erlöst sich das alles im Tanz, dachte er sich. Die Hinderung ist ja oft der Ausgangspunkt für die wundersamsten Verwandlungen. Ihr Gesicht ist ein Versprechen, das der Körper nicht einlösen kann. Er erinnert ihn an die verkrüppelten Lotus- oder Lilienfüße der Frauen im chinesischen Kaiserreich. Wenn es stimmt, daß es keine Schönheit ohne Makel gibt und daß wahre Schönheit immer das Gegenteil von Perfektion ist, dann wird auch die Deformation und die Verstümmelung als Schönheitsideal denkbar. Freilich, ein Ideal, das aus dem Kopf kommt ... eigentlich kommt jedes Ideal aus dem Kopf. Wär' schön, wenn es dort bliebe ...

*